

William Shakespeare: Hamlet (Thalia Theater Hamburg)

Die Zwiespältigkeit, die innere Zerrissenheit des Titelhelden der hier zur Diskussion stehenden Tragödie, sein Zögern und Zaudern, was Entscheidungsfreude und Handlungsbereitschaft anbelangt, - diese Aspekte werden auf der Ebene von Interpretation, Sachgespräch und Inszenierung auf die je spezifische Art und Weise immer wieder durchgespielt. Auch in der von Feridun Zaimoglu und Günter Senkel vorgenommenen Neubearbeitung des Shakespeare'schen Dramas, das unter der Regie von Luk Perceval zurzeit am Thalia Theater in Hamburg aufgeführt wird, geht es in erster Linie um die Persönlichkeitsstruktur des Protagonisten. Dieser prägt sich dem Zuschauer als mental wie psychisch gespaltene Bühnenfigur ein, äußerlich sichtbar gemacht in ihrer Verkörperung durch zwei Schauspieler, die jeweils unterschiedliche Seiten des Titelhelden akzentuieren. Josef Ostendorf und Jörg Pohl sind hier die beiden Akteure, deren jeweilige Rollenwahrnehmung in den Presserezeptionen hinreichend gewürdigt wurde (vgl. Webseite des Stückes).

Im Kontrast zur Rollenkonstituierung des Hauptdarstellers werden die Nebenfiguren Rosencrantz und Guildenstern, zwei angepasste Höflinge, zu einer Person „zusammengeschmolzen“. Insgesamt dürfte damit deutlich werden, auf welche Weise der Regisseur Figurenzeichnung und Personenkonstellation des Dramas mit dem von ihm gewählten Prinzip einer eigenwilligen Rollenausstattung unmittelbar zur Anschauung bringt und damit auch – so wäre zu vermuten - bewusst oder unterschwellig Bekundungen der Sympathie und Antipathie zum Zuge kommen lässt. Die „Personalreduzierung“ trifft mit Rosencrantz und Guildenstern zwei Figuren, die in ihrer „Eindimensionalität“, mit ihrer Kunst des Anbiedereis und der Liebedienerei offensichtlich nichts anderes zu bewerkstelligen in der Lage sind, als sich im Schutz des Hofes zu fragwürdigen, zumeist Skrupellosigkeit erfordernden Handlangerdiensten aufseiten von Macht und Herrschaft verpflichten zu lassen. In der „Vervielfachung“ der Ophelia gerät dagegen die Idee, die Heterogenität und Komplexität einer Dramenfigur durch mehr als nur einen einzigen Akteur auf der Bühne darzustellen, möglicherweise zur Pose. Zwiespältiges findet sich im Habitus der Ophelia kaum, schon gar nicht in einem Ausmaß, das über die innerliche Zerrissenheit Hamlets noch hinausginge. Ein Zuschauer-Kommentar auf der Webseite des Stückes weist zu Recht auf diesen Sachverhalt hin. Es ist wohl der Wahnsinn, dem Ophelia schließlich aus unglücklicher Liebe und aus Trauer über den Tod ihres Vaters anheimfällt, der den Regisseur veranlasst hat, sie in gesteigerter Form auf der Linie dessen zu „behandeln“, was auch für Hamlet gilt: Es sind jetzt nicht nur zwei, sondern, wie bereits angedeutet, vier Akteure, die die Rolle der Ophelia übernehmen. In einem mit dem Regisseur geführten Gespräch, das im Programmheft abgedruckt ist, heißt es aufseiten der Gesprächspartnerin, der Dramaturgin Susanne Meister: „In deiner Inszenierung gibt es Aufspaltungen und Zusammenlegungen von Figuren, die Szenerie ist ein Alptraumszenario aus Hamlets Perspektive.“ (Programmheft S. 24)

Der sich sonst recht unkonventionell gebende Regisseur bewegt sich auf dem Boden des oben angedeuteten, im Laufe der Vergangenheit nicht unwidersprochen gebliebenen interpretatorischen Ansatzes traditioneller Art, nämlich Hamlet als einen Zauderer zu sehen, versteht diese Grundsatzposition gleichwohl in kunstvoller Form zu vertiefen und zu veranschaulichen. Dabei erweist sich der Aspekt der „Multiplizität und der Brüchigkeit des Ichs“ (Wolfgang G. Müller/ Programmheft) - ein Aspekt, der in der Figur des Titelhelden angelegt ist, durch die skizzierte Rollenverdopplung verschärft wird und schließlich für Modernität und Gegenwartsbezug steht - als tragendes Element der gesamten Inszenierung.

In seiner über Normalmaß und Durchschnittlichkeit hinausgreifenden Haltung repräsentiert der Protagonist als reflektierender, zweifelnder, vergeblich um Selbstvergewisserung ringender Mensch, für den die durchdachte Entscheidung Gewicht haben dürfte, eine Existenzform, die in die Zukunft weist und damit in eine Zeit, die aus heutiger Sicht in liberal strukturierten Gesellschaften letztlich Bewusstsein und Gewissen längst zur Richtschnur menschlichen Handelns hat avancieren lassen. Hamlet ist also als Vorreiter einer neuen Epoche, deren Schwelle nach damaligen Maßstäben erst noch überschritten werden musste, zu verstehen. Während zu Shakespeares Zeiten das Geflecht der Mächte, die Herrschaft ausüben und den Einzelnen ihrem Diktum unterwerfen, noch im Wesentlichen an Personen geknüpft war, aber auch

Machtausübung in Form von Konventionen, Mythen und Ritualen relativ konkreten Zuschnitt aufwies, haben Einflussfaktoren im 20. und 21. Jahrhundert einen hohen Grad an Abstraktheit und Anonymität gewonnen, entwickeln Wissensstrukturen z.T. eine Dimension, die sich in sozialer wie kultureller Hinsicht exkludierend auswirkt. Seit geraumer Zeit ist eine Expertenschicht auf dem Vormarsch, die – wenngleich häufig ursächlich legitimiert - aufgrund von Kompetenz und Herrschaftswissen zwar nicht explizit absichtlich, so doch angesichts einer selbst in Partikularbereichen längst nicht mehr ganzheitlich, sondern nur noch von vielen Spezialisten zu erfassenden Sachkomplexität zur Relativierung, gar Minderung individueller wie gesellschaftlicher Partizipationschancen beiträgt („Expertokratie“). Der sich hiermit verbindende zeitgenössische Pessimismus zeigt die passende Affinität zu der von Düsternis sowie partiell von Angst und Verzweiflung geprägten Stimmungslage der hier in Rede stehenden Inszenierung, die von ihrer Ausrichtung her das Shakespeare'sche Drama dezidiert als vielleicht sonst üblich aus der Perspektive heutiger Zeitverhältnisse verstanden wissen will. Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auf einen Ausspruch des Shakespeare-Experten Jan Kott: „Wichtig ist nur, dass man durch den Shakespeareschen Text hindurch zu den Erfahrungen unserer Zeit findet, zu unserer Unruhe und Sensibilität“ (Webseite des Stückes).

Zögerlichkeit, Skepsis und innerliche Zerrissenheit, wie sie für Ethos und Habitus der Hauptfigur in der Tragödie, um die es hier geht, konstitutiv sind, finden im 21. Jahrhundert in Orientierungslosigkeit, Resignation und Ohnmacht ihre Erweiterung, Vertiefung oder Ergänzung, aber auch Ignoranz und Desinteresse - zwei Ausdrucksformen menschlichen Seins und damit Begleiter der Menschheitsgeschichte seit jeher - bleiben Zeitercheinung des 21. Jahrhunderts. So weit ist der Bogen, wenn auf den letztgenannten Aspekt geschaut wird, in Shakespeares Trauerspiel und dessen Inszenierung durch Luk Perceval natürlich nicht gespannt, jedenfalls nicht bis zur Hauptfigur. Denn gerade Nachdenklichkeit, Introspektion, Wissen und Zweifel haben – wie bereits mit anderen Worten gesagt - für Hamlets Existenz prägende Bedeutung. Dem neuzeitlichen „Verstandesmenschen“, dem kritischen Intellektuellen allzumal, um es pointiert auszudrücken, steht er nicht sehr fern, wenn in seinem Verhaltensspektrum an die Stelle von Entscheiden und Handeln als einer eher praktischen Ausrichtung menschlichen Wesens das kontemplative Element tritt, dessen Zielvorstellung auf Einsicht und Bewusstwerdung, in weitestem Sinne auf Weltdeutung und Weltverständnis gerichtet ist. Die Schwierigkeit, sich zu orientieren, fundierte Entscheidungen zu treffen und selbstsicher zu agieren, das Erfordernis, von der Richtigkeit des eigenen Handelns auch überzeugt zu sein, - die gesamte Problematik in dieser Hinsicht mutet „modern“ an und bietet dem Theaterbesucher Anknüpfungspunkte für Reflexion und Rasonnement.

Die Inszenierung, die selbst viele sich dem heutigen sozio-kulturellen Umfeld verdankende Aspekte, Einfälle und Elemente enthält bzw. „verwertet“, beabsichtigt Hamlet als eine Figur zu präsentieren, an der sich geistig abzarbeiten auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts überaus lohnend sein könnte. In der Gesamtanlage zeigt die Inszenierung vor allem darin, dass sie sich vom Prinzip der Werktreue „emanzipiert“ hat, z.T. experimentellen Charakter und spricht aus diesem Grund vermutlich nicht jeden an. Die Regie verlangt den Schauspielern ein Höchstmaß an Leistung ab. Allen an der Aufführung Beteiligten wurde der verdiente Respekt durch entsprechenden Beifall des Publikums entgegengebracht.

Michael Pleister, 02.04.2012/ geringfügige Änderungen 01.09.2012